

lebten, und mit den anderen Jenischen gar nicht so viel Kontakt hatten, weil wir soviel zu tun hatten (Fußballspielen, Schifahren und Lernen), dass keine Zeit dafür blieb.

Ich habe mich jahrelang dafür geschämt ein Jenischer zu sein, obwohl ich nichts dafür konnte. (...) Mein Großvater war wegen seiner Wurzeln deshalb im KZ und er war einer der wenigen Jenischen, der deshalb auch seine Pension bekam. Meine Großväter waren noch Hausierer (Händler und Rosshändler), einer der beiden war jedoch so klug, dass er noch das Maria Theresien Gewerbe hatte und dadurch brachte er es zu einem beachtlichen Wohlstand. Weil er, ohne sich vor der Polizei fürchten musste, sogar Polizisten als Kunden hatte. Der andere musste sich immer fürchten, weil er ohne Berechtigung sehr oft verfolgt wurde und ihm auch die Ware weggenommen wurde. Es kam natürlich immer auf die jeweilige Bezirkshauptmannschaft an, wo er aufgegriffen wurde.

Ich habe Cousins, die sind heute im Justizdienst oder beim Militär tätig, andere sind Rechtsanwälte und sogar Ärzte gibt es, aber ich habe auch Verwandte, wo die Kinder sich schon den goldenen Schuss aufgrund von Drogenkonsum setzten. Viele die nur die Sonderschule besuchten und auch einige, die heute sehr wohlhabend sind.“²

Die Erzählung von Herrn H. deutet den Überlebenskampf seiner Familie über mehrere Generationen an, das verheerende Erbe des Nationalsozialismus, die Auswirkungen der Vorenthaltung von Ausbildung, die Nachstellungen von Behörden und Exekutive, aber auch den hohen Wert der Freiheit und den Stolz auf künstlerische Fertigkeiten und handwerkliches Geschick.

„Wir, mein Vater und meine beiden Geschwister, die noch lebten (ein Bub war nach der Geburt verstorben), wohnten nach dem Krieg in den Pradlerbaracken und später in der Baracke hinter dem Schloss Mentlberg. Schon als kleiner Bub ging ich mit meinem Großvater, dem ‚Rudelvatter‘ und mit meiner Großmutter der Franza auf die Walz (auf Wanderschaft, um Märkte in Vorarlberg aufzusehen). Wir waren dazu gezwungen, erst in den Ferien aufzubrechen, um nicht die Schule zu versäumen. Mein Großvater war ein begnadeter Handwerker und Korbflechter, dessen Produkte und Dienstleistungen wir an die Bevölkerung bzw. den Bauern anboten und verkauften. Mein Vater kam von Norwegen aus dem Krieg zurück und war sehr krank. Er litt unter schwerem Asthma und einem Magenleiden, an dem er später dann qualvoll verstarb. Trotz allem arbeitete er bis kurz vor seinem Ableben. Gereicht hat sein Lohn aber nie für ein Auskommen der Familie. Die Jenischen wurden wie immer ausgebeutet und sehr schlecht bezahlt. Somit waren wir froh, wenn wir mit unserem Großvater mitziehen und uns zusätzliches Geld verdienen konnten. Wir genossen so die Ferien und die Freiheit, wenn man uns in Frieden gelassen hat.

Die ‚Pollerhegelen‘ (Kartoffelkörbe) und andere Körbe verkauften sich gut und auch die Wetzsteine (Blaue Mailänder), die wir anboten, fanden reißenden Absatz. Oft tauschten wir auch Lebensmittel wie Speck, Butter, Würste, Eier und Mehl ein. Dies wurde immer säuberlichst verpackt, die Butter in Butterschmalz umgewan-

delt, in große grüne Flaschen abgefüllt und per Bahnpost nach Tirol geschickt. Dort wurden die Lebensmittel von meiner Mutter abgeholt, verbraucht und auch eingelagert.

Obwohl mein Großvater einen Gewerbeschein besaß und immer fleißig seine Steuern bezahlte, wurden wir ständig von der Gendarmerie verfolgt und traktiert. Ganz egal, wo wir waren, es dauerte nicht lange und schon kam die Gendarmerie. Ortsansässige Geschäftsleute schickten diese ‚Herren‘. Erstens, weil wir die bessere und günstigere Ware hatten und zweitens fanden wir guten Absatz. Es war mit einem Wort gesagt nur der Neid, der uns diese Verfolgungen bescherte. Immer diese verachtenden Anspielungen wie ‚Karrnergesindel‘, ‚Zigeuner‘ waren für mich als Kind sehr schmerzhaft. Wir wollten doch nur unseren Lebensunterhalt verdienen bzw. helfen, diesen zu verdienen. Mein Großvater war die Ruhe in Person. Immer kramte er aus dem Wagen seinen Gewerbeschein hervor und rechtfertigte sich. Zu uns Kindern sagte er: ‚Macht euch nichts daraus, die mögen uns eben nicht! Nicht alle Menschen sind so wie die!‘

Im Herbst ging ich dann wieder in die Schule (wohlgemerkt in die Sonderschule, wohin eben alle Jenischen gehen mussten) und wurde auch dort nicht gerne gesehen. Ich war eben immer der ‚Karrner‘. Ob bei den Lehrern oder auch bei meinen Mitschülern. Oft hielt ich diese Diskriminierungen nicht mehr aus und wurde aus Verzweiflung handgreiflich. Die Folgen waren Bestrafung und das ständige ‚Ja von einem Karrner kann man sich ja nichts anderes erwarten‘.

Mit 15 Jahren fing ich an zu arbeiten. An eine Lehre war gar nicht zu denken, wer hätte mich ‚Karrner‘ schon als Lehrling genommen, keiner. Somit musste ich bei der Fa. Krenn als Asphaltierer im Straßenbau mein Brot verdienen. (...) Bald schon starb mein Vater an Darmkrebs. Mein Bruder Adi wurde in das Erziehungsheim Kaiser-Ebersdorf verschleppt und verbrachte dort viele Jahre. Erst als er zum Militär musste, wurde er entlassen. Ich bin der Meinung, dass man uns Jenische mit aller Gewalt vernichten wollte. Warum und wieso weiß ich bis heute nicht so genau. Den Heini, unseren gemeinsamen Cousin, haben sie ins KZ geschickt. Am Transport dorthin wurde er ermordet. Die Mitzi wurde in Hall sterilisiert. Irgendwie hat sie es geschafft von den Transporten nach Schloss Hartheim zu entkommen. Frag mich aber nicht wie. Viele Jenische mussten ihr Leben in den KZ's lassen. Die Wehrfähigen aber wurden an die Front geschickt, von der die meisten nicht zurückkamen. Aber wir halfen uns untereinander, so gut wir konnten.

Später arbeitete ich als Rüster, was auch nicht gerade leicht war. Wenn wir Arbeit bekamen, dann nur schwere Arbeit. Viel war da nach Feierabend nicht mit Liebe! Wir waren jeden Abend fix und fertig. Geschenkt hat man uns Jenischen nichts. Aber schon gar nichts. Wir mussten immer fleißiger als die anderen sein. Sonst hätte man uns sofort entlassen.

Musik war für uns, wenn dein Vater, der Onkel Franzi, der Wastl und andere Jenische Musik gemacht haben. Dann vergaßen wir oft die Sorgen des Alltages und sangen und lachten. Einen Plattenspieler oder ein Tonbandgerät hatte fast keiner. Im Radio hörten wir ab und zu moderne Musik. Ab und zu, wenn etwas Geld über war, gingen wir auch aus. Es gab damals die Sternwarte in Hötting, die Bozner